Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 81 (2003)
Heft: 1-2

Artikel: "Lueg da ane, öise Fernsehdiräkter"
Autor: Vollenwyder, Usch / Mahnig, Emil / Schellenberg, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-721235

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

TRES CAMENZIND

«Lueg da ane, öise Fernsehdirägter»

Längstens noch bis im Frühling 2004 ist Peter Schellenberg im Amt. Seit fünfzehn Jahren prägt er die Ausrichtung und das Programm von SF DRS. Der Service public ist ihm dabei das wichtigste Anliegen.

VON USCH VOLLENWYDER UND EMIL MAHNIG

In gut einem Jahr werden Sie pensioniert. Werden Sie dem Fernsehen den Rücken kehren und an Ihrem zweiten Wohnsitz in Marseille einen Jazzladen eröffnen? Das ist eine Möglichkeit. Aber ich werde die Schweiz nie für immer verlassen. Ich bleibe Schweizer. Ich behalte meinen Wohnsitz hier. Vielleicht werde ich die eine Hälfte des Jahres in der Schweiz und die andere Hälfte in Marseille leben.

Sind es emotionale Gründe, die Sie hier festhalten? Ich gehöre zu diesem Land. Ich denke wie dieses Land. Ich möchte auch noch etwas tun in diesem Land. Ich stelle mir eine Beratertätigkeit vor, die auch noch eine gesellschaftspolitische Auswirkung hat. Doch keinesfalls werde ich wieder in der Öffentlichkeit stehen. Davon habe ich nun absolut genug.

Als Fernsehdirektor standen Sie in der Öffentlichkeit, weil Sie auch Macht haben. Was bedeutet sie Ihnen? Ich habe weniger Macht als vielmehr einige Kompetenzen, die aber mit dem Amt verbunden sind. Nur innerhalb dieser Kompetenzen kann ich allein entscheiden, und nachher trage ich auch die Verantwortung dafür. Ich habe gelernt, Entscheide zu fällen, und manchmal braucht es dafür halt Zivilcourage. Vielleicht sieht das dann nach Macht aus.

Worin sehen Sie Ihre Hauptaufgabe als Fernsehdirektor? Ich will daheim vor dem Fernsehapparat spüren, dass ich hier der Direktor bin. Ich bin verantwortlich für das Angebot, das den Zuschauerinnen und Zuschauern vorgesetzt wird. Dieses ist gar nicht so viel anders als ein grosser Gemüseladen. Meine Aufgabe ist es, auf die Breite und Qualität des Gesamtsortiments zu achten, sodass Mehr- und Minderheiten ihre Bedürfnisse decken können. Es braucht Tomaten, Bohnen und Kartoffeln in genügend breiter Auslage, und es braucht am Rand ein paar Kiwis oder Radieschen, denn auch diese werden verlangt.

Was heisst das übertragen auf SF DRS? Ich muss entscheiden: Gehören Alterssendungen zu unserem Programm? Gibt es dafür eine Nachfrage? Braucht es am späteren Abend eine tagesaktuelle Informationssendung? Das war die Entscheidung, schliesslich «10 vor 10» zu machen. Ich kann aber nur über Sendungen als Ganzes entscheiden, für den Inhalt sind dann wieder andere zuständig.

Wie steht es mit Personalentscheiden? Ich kann nicht hingehen und sagen: Jetzt bauen wir hundert Arbeitsplätze ab. Dafür gibt es Vertragswerke und Leitplanken. Personalentscheide gehören in die Kompetenz der Abteilungsleiter.

Der Fernsehdirektor liebt Jazz und Zigarillos. Er ist eine kantige Persönlichkeit mit hoch gesteckten Zielen.

Und deshalb nennt man Sie Fernsehkönig und Machtmensch? Wer das beurteilen möchte, müsste permanent in diesem Büro sitzen. Entscheide kommen immer zwischen mir als Vorgesetztem und meinen direkten Untergebenen zustande. Mein Verhalten lässt sich eigentlich nur in diesen Situationen und bestenfalls an den Konsequenzen messen.

Wie spüren Sie zu Hause vor dem Fernsehapparat, dass Sie der Fernsehdirektor sind? Ich probiere eisern, journalistische Methoden zu verteidigen, die heute

rundum kaputt gehen; und auch bei uns muss ich dafür kämpfen. So müssen zum Beispiel Tatsachenbehauptungen immer aus zwei unabhängigen Quellen kommen. Journalistische Prinzipien sind für mich nicht eine Frage der Mode.

Glauben Sie, dass Sie das den Zuschauenden schuldig sind? Wir sind ein Service public. Unsere Zuschauerinnen und Zuschauer haben durch die Gebühr eine gewisse Zwangsmitgliedschaft. Dadurch haben sie das Recht auf seriöse journalistische Arbeit und auf ein Programm, das ihnen entspricht. Kürzlich begegnete ich auf einem Spaziergang auf dem Land einer Frau Mitte dreissig. Sie sagte: Lueg da ane, öise Fernsehdirägter! Da ging mir das Herz auf! Ein solches Lob lässt sich nicht überbieten. Das ist es, was ich möchte: Ein Fernsehdirektor für alle sein.

Sie seien ein Garant für den Service public, sagte Preisüberwacher Werner Marti. Ich suchte immer eine gesellschaftspolitische Aufgabe. Die Idee des Service public ist eine solche Aufgabe und war der Antrieb für meine Arbeit. Das heisst: Jede Person bekommt für den gleichen Preis Zugang zu Strom, Strassen, Fernsehen und anderem. Service public ist eine Gerechtigkeitsleistung für die breite Masse. Diese Idee gilt auch bei der SRG.

Und wie setzen Sie diese Idee um? Die Zuschauerinnen und Zuschauer müssen etwas für ihre Gebühren bekommen. Nämlich ein vielfältiges Fernsehpro-

PETER SCHELLENBERG

Peter Schellenberg, geboren 1940, wuchs als Sohn eines Handwerkers in Zürich-Oerlikon auf. Er machte eine kaufmännische Lehre und kam bereits als 24-Jähriger zum Schweizer Fernsehen. Als Mitarbeiter des damaligen Regionalnachrichten-Magazins «Antenne» trat er seine erste Stelle an. Damit begann sein Aufstieg bei SF DRS. Am 1. Januar 1988 wurde er zum Fernsehdirektor gewählt, spätestens im Frühling 2004 geht er in Pension. Peter Schellenberg ist verheiratet mit Pia Schellenberg, die als Redaktionsleiterin ebenfalls beim Fernsehen arbeitet. Das Paar hat zwei erwachsene Söhne.

BILDER TRES CAMENZIND

Ich habe das Gefühl, dass ich auch meine Erwartung an mich selber erfüllt habe.

gramm. Alle, ob als Mehrheit oder als Minderheit, sollen sich darin wiederfinden können. Dabei können sie nicht immer nur das bekommen, was sie sich wünschen. Das sehen die meisten ein.

Sitcoms, zum Beispiel «Fertig luschtig», «Bürgerbüro» oder «Mannezimmer» sind Publikumsrenner, die aber nicht mehr produziert werden. Das ist schlicht eine Frage des Geldes. Soll ich denn zehn Millionen der Tagesschau wegnehmen? Es gilt ständig abzuwägen. Die Sitcoms fallen ja nicht einfach aus unserem Programm. Die Wiederholung von «Fascht e Familie» wird nächstes Jahr wieder auf grösste Begeisterung stossen. Die Zuschauerinnen und Zuschauer lieben doch das Gewohnte – wenn es gut gemacht ist.

Sie haben auch Alters- und Frauensendungen aus dem Programm gestrichen. Wenn ich Fernsehen nur auf eine Zielgruppe ausrichten müsste, würde ich mich für das ältere Publikum entscheiden. Doch unser Fernsehen ist für alle da. Und unsere Umfragen zeigen: Alte Leute schauen sich gerne eine Jugendsendung an. Das ist ihre Möglichkeit, in eine andere Welt hineinzuschauen. Über Altersprobleme informieren sie «Puls» und andere Sendungen. Das Gleiche gilt für Frauensendungen. Als wir das Gleichstellungsgesetz noch nicht hatten, war eine solche wichtig. Doch mittlerweile ist die Frauenfrage in der Politik allgegenwärtig. Eine eigene Frauensendung erübrigt sich.

Als Fernsehdirektor stehen Sie ständig im Kreuzfeuer der Kritik. Wie gehen Sie damit um? Solche Kritik hat meistens gar nichts mit meiner Arbeit und meinen Entscheiden zu tun. Aus Neid, Missgunst und persönlichen Verletztheiten entstehen Unterstellungen und Diffamierungen. Dagegen bin ich wehrlos. Damit muss ich leben. Ich bin aber resistent geworden. Zwischen 1970 und 1980 war ich für die Politik der Inbegriff des Landesverräters, des Linken an diesem Fernsehen. Ich habe aber schon als Kind gelernt, mit solchen Anfeindungen zu leben, als mein Vater während des Zweiten Weltkriegs Mitglied der illegalen kommunistischen Partei war.

Welche Kritik macht Ihnen am meisten zu schaffen? Ob ich jetzt brillant abtrete oder nicht, das ist mir nicht so wichtig. Ich will am Morgen in den Spiegel gucken und mir sagen können: Du hast es eigentlich recht gut gemacht. Ich hatte lange Zeit grosse Selbstzweifel. Nun habe ich das Gefühl, dass ich auch meine Erwartungen an mich selber erfüllt habe. Mein Selbsturteil ist mir sehr wichtig. Doch eines ertrage ich nicht: Wenn Angriffe die Familie betreffen. Vor allem mein älterer Sohn hat sehr darunter gelitten. Kinder wollen ja nicht, dass ihre Eltern anders sind als andere Eltern.

Sie sagen, Sie können sich gegen solche Angriffe nicht wehren? Es trifft meine Frau, wenn geschrieben wird, sie habe nur dank meiner Protektion beim Fernsehen Karriere gemacht. Aber was soll ich machen? Ein Communiqué herausgeben, ich hätte sie nicht protegiert? Gegen

solche Unterstellungen kann man sich nicht wehren.

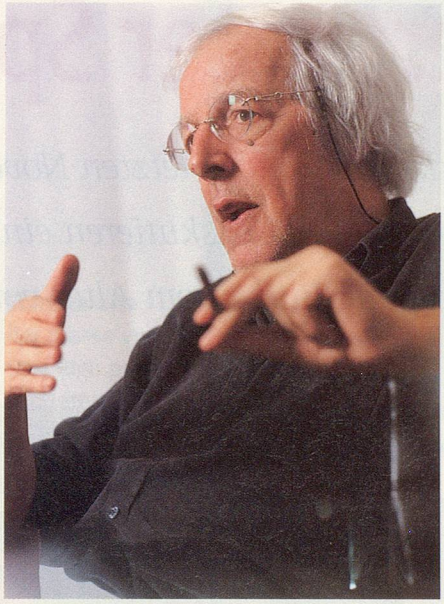
Wo erholen Sie sich? Ich kann nicht in die Ferien gehen und nachher erholt heimkommen. 1962, ich war damals gut zwanzig Jahre alt, waren mein Kollege und ich zehn Monate lang mit einer alten Karre unterwegs. Ich wollte nur eines: weg aus diesem Land. Ich hatte unglaubliches Fernweh. In diesen zehn Monaten lernte ich etwas: Ich nehme mich überall hin mit, egal, ob ich einen Tapetenwechsel mache oder nicht. Das Problem bin immer ich, nicht die Umgebung. Mit meinen Schwierigkeiten muss ich selber klar kommen.

Was bedeutet Ihnen die Familie? Ich komme aus einem wirklich traditionellen Familienbewusstsein heraus. Da dachte man zum Beispiel nie an Scheidung, schon nur der Kinder wegen nicht. Für mich ist die Familie immer noch eine zwangsmoralische Instanz.

Wie meinen Sie das? Ich bin 1940 geboren. Damals mussten alle Kinder, wohnten sie in Oerlikon oder am Züriberg, bei Tisch aufessen. Dieser moralische Zwang kam aus der Familie, war nicht zu hinterfragen und war auch nicht klassenspezifisch. Heute ist die Moral à discrétion: Jedem Tierchen sein Pläsierchen. I'm okay, you're okay. Die Familienstrukturen als Grundlage dieser Gesellschaft lösen sich langsam auf. Und damit zerfällt die Zwangsmoral.

Stellen Sie das einfach fest oder haben Sie Bedauern? Bedauern habe ich längst keines mehr. Ich will diese Welt ja nicht ändern, ich will sie nur besser verstehen. Die Geschichte lässt sich nicht anhalten. Die Gesellschaft ändert sich weiter. Gesellschaftspolitische Anliegen haben heute an Bedeutung verloren. Ich habe sehr oft das Gefühl, auch vielen unserer Mitarbeitenden sei ihre Beziehungskiste wichtiger als unsere Aufgabe. Doch das ist der Zeitgeist. Alles ist auf Egozentrik ausgerichtet. Die gesellschaftliche Dimension, also die Wir-Funktion, geht vergessen.

Woher kommt Ihrer Meinung nach diese Entwicklung? Wahrscheinlich aus dem Wohlstand heraus. Doch das ändert langsam. Bei Marx – er war ein genialer Ökonom – ist nachzulesen, dass die Marktwirtschaft ständig wachsen muss, damit sie überhaupt funktionieren kann. Doch nichts dauert ewig, und deshalb kann es auch kein ewiges Wachstum geben. Darum wird dieses System irgendwann auch nicht mehr funktionieren.



Ich betrachte das Leben als Lichtquelle in der finsteren Ewigkeit.

Sie wollen sagen, dass unsere Gesellschaft den Höhepunkt überschritten hat? Vielleicht. Und das hat nichts mit irgendeiner Ideologie zu tun. Die Römer gingen auf dem Höhepunkt auch dem Niedergang entgegen. Vielleicht wagt man gar nicht zuzugeben, dass es abwärts geht, weil damit auch die Widerstandskraft erlahmen würde.

Sind Sie religiös? Ich bin zwar noch in der Reformierten Kirche. Meiner Meinung nach ist die Kirche ein Hilfswerk, das eine wichtige gesellschaftliche Funktion wahrnimmt. Ich bin nicht religiös. Ich bin durch und durch Atheist. Ich betrachte das Leben wie eine Lichtquelle in der finsteren Ewigkeit. Mag das Hier und Jetzt noch so fürchterlich sein – man hängt daran. Denn die Nichtexistenz wird nachher ewig dauern.

Haben Sie immer schon so gedacht? Ich hatte meine Midlife-Crisis mit siebzehn. Und danach hat sie nie mehr aufgehört. Sie begann mit einem Satz des Schriftstellers und Philosophen Albert Camus, der ungefähr so lautete: «Und du kommst eines Tages um eine Hausecke und die Sinnlosigkeit springt dich an und du wirst sie nie mehr los.» Das ist das, was mir passiert ist. Camus hat mich bis heute geprägt. Ich musste lernen, mit dieser Absurdität des Lebens umzugehen.

Das sei besonders schwierig, wenn man Kinder habe, haben Sie einmal gesagt. Haben Sie auch Grosskinder? Nein. Ich möchte zwar meine Söhne nicht missen. Aber ich habe null Bedürfnis, auch nur zwei Stunden noch ein Kleinkind zu hüten. Ich finde das weder herzig noch sonst etwas. Mich nerven solche Idealisierungen. Mich nervt auch die Idealisierung des Alters. Das Einzige, was ich wirklich am Alter schätze: Man kann sich noch so dumm anstellen, im Laufe der Jahre gewinnt man an Erfahrung.

Wie sehen Sie Ihr eigenes Alter? Ich erlebe das Alter hautnah mit meiner Mutter in einer Alterswohnung und mit meinem Vater in einem Pflegeheim. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich ein solches Leben aushalten könnte. Aus meiner existenzialistischen Überzeugung heraus werde ich einfach einmal einen bewussten Schlussstrich ziehen. Ob ich dann auch noch so gelassen sein werde – das ist eine ganz andere Frage. Ich stelle aber immer wieder fest, dass der Tod für die Angehörigen viel schlimmer ist als für die Betroffenen selber.

Sie reden sehr offen. Wer ein Unternehmen führt, muss Klartext reden können. Es gibt einen wunderbaren Satz von einem österreichischen Philosophen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs: «Und was wäre, wenn die Wahrheit trivial ist.» Die Wahrheit ist eben trivial. Für breite führende Schichten darf sie nur nicht trivial sein. Mitglieder des Swissair-Verwaltungsrates sind wahrscheinlich nie mit der Führung zusammengesessen und haben gesagt: «Das ist doch ein Riesenquatsch, den ihr da macht.» Diese einfache Direktheit und Klarheit – ich glaube, die fehlt heute in unserem Umgang miteinander weitgehend. ■